



Jugend-Erinnerungen

erzählt von Cäcilia Förster-Kaut

1. Heimwerker auf dem Bauernhof

Wenn es zur Winterzeit bei uns so richtig kalt war, oder der Schnee hoch lag, so daß die Männer wegen der Kälte draußen kaum arbeiten konnten, dann wurde es gemütlich in den Bauernstuben. Einer fand Zeit für den anderen. Es wurden Besen gebunden aus Birkenreisig, das man im Herbst gesammelt hatte; es wurden Körbe aus feinen Eichenspänen geflochten. Man fertigte Brotkörbchen und Weckenmulden aus Stroh und Weidenruten an. Die älteren Männer verstanden diese Fertigkeiten ausgezeichnet, und die jungen Leute lernten es wieder von den alten. Handwerker zogen von Haus zu Haus und übten ihre Tätigkeiten aus: Schuster, Sattler, Drechsler, Schneider und Schneiderinnen wanderten durch die Dörfer. In den Bauernstuben ging es dann hoch her, und da ist mir Großvaters „Gute Stube“ besonders gut in Erinnerung.

2. Vom Weben und von der weiteren Behandlung des Leinens

Der Webstuhl nahm einen erheblichen Teil der Stube ein. Er war breit und klobig und klapperte fast ohne Unterbrechung den ganzen Winter hindurch. Weil es eine kinderreiche Familie war, mußte jedes Jahr neues Leinen gewebt werden. Ich hatte mehrere Tanten, die das Weben meisterhaft beherrschten, und eine lernte es wieder von der anderen. Oft surrten gleichzeitig mehrere Spinnräder; denn es wurde Wolle und Flachs gesponnen. Sogar Großvater kam in die Stube spinnen, wenn es ihm anderswo zu kalt war. Er spann aber nur Werg (grobe Flachsfasern); denn seine Finger waren für das Drehen feiner Wollfäden nicht

geschickt genug. Da mußten sich das Rädchen und die Haspel ganz gleichmäßig bewegen, damit der Wollfaden sich fein und gleichförmig bilden konnte. Ein Wollfaden mußte fein sein. Beim Leinenfaden vom Flachs ging das nicht gerade so genau, der Webstuhl nahm auch schon ein kleines Knötchen mit in Kauf.

Ursprünglich wurde bei uns immer nur Leinenfaden auf Leinenfaden gewebt: das ergab ein sehr starkes und rauhes Tuch. Hin und wieder kann man so eine reine Leinentuchrolle noch in einem alten Bauernhause finden, sogar mit einem oder drei dickeren Musterfäden.

Als jedoch der Baumwollfaden bei uns in den Handel kam, wurde fast nur noch halb und halb gewebt, das heißt, eine Fadenseite des Webstuhls war mit Leinen bespannt und die andere mit Baumwollfäden. Dies ergab ein leichteres Tuch, das auch einfacher zu pflegen war. Die Baumwolle kaufte man in Strangform. Zuerst gab es diese nur in weißer Farbe, später aber in Rot und Blau.

In Bracht war das Spinnen und Weben lange in Gebrauch, und heute gibt es noch Frauen, welche diese Fertigkeiten gut beherrschen, wenn sie es auch, der heutigen Zeit entsprechend, nicht mehr tun.

Am letzten und längsten hat ein Herr Jakob von Montigny gewebt. Er war am 21. Dezember 1861 geboren und verstarb 1935. Dieser Mann hatte ein krankes Bein und ging auf einer Prothese. Das Weben verstand er meisterhaft und hatte die größte Freude, wenn er schöne rote und blaue Muster aus Baumwolle mit in sein Leinen hineinweben konnte. Seine Ware wurde von nah und fern

gefragt, und mit berechtigtem Stolz zeigte der Weber seine neuen Muster.

Mit vorschreitendem Winter ging auch das Weben seinem Ende entgegen, und zuletzt beeilte man sich, um den klobigen Webstuhl nochmal aus der Stube zu schaffen. Damit war die Arbeit aber noch lange nicht beendet; denn jetzt begann die mühselige Zeit des Reinigens der Tuche. Hierzu sei ein Dichterwort angeführt:

„Auf die Bleiche bringt das Mädchen, was der Winterfleiß gesponnen...“

Es ist nun bekannt, daß gerade Schneewasser besonders gut wäscht und weiß macht. So ging dann sobald wie möglich das erste Waschen des neuen Leinens los, das man mit „Bauschen“ bezeichnete. (Der Bausch ist ein zusammengerolltes Tuch). Es wurde mit Wasser und Holzasche gebauscht. Zu diesem Zweck benutzte man als Behälter Holzbottiche oder auch große viereckige Tröge aus rotem Sandstein, wie man sie zuweilen noch in den Dörfern antrifft. In unserem Keller steht noch ein solcher mit der Jahreszahl 1917.

Wasserleitungen waren in unseren Dörfern unbekannt, und die meisten Familien deckten ihren Wasserbedarf aus Brunnen, wo das Wasser für den Haushalt mit einer Kette und einem Eimer mittels einer Winde aus dem tiefen Brunnen hochgezogen wurde. In fast allen Dörfern standen auch ein oder zwei steinerne Wassertröge, die mit frischem Quell- oder Bachwasser gespeist wurden. Auch hier holten die Familien ihren Wasserbedarf. Sogar im kältesten Winter blieben diese Tröge offen, und Vieh-

und Schafherden wurden dorthin zur Tränke getrieben.

Im Frühjahr, wenn das Wetter es nur eben erlaubte, herrschte an diesen Trögen Hochbetrieb mit der Wäsche. Das Wasser floß reichlich, und meistens standen zwei Tröge nebeneinander, so daß man Wasser ablaufen und wieder frisch einlaufen lassen konnte. Der Überlauf floß in einen Graben ab oder ergoß sich als kleiner Bach die Straße hinunter. Im Sommer trugen wir Kinder hier manche Wasserschlacht aus.

Das Bauschen des Leinens, das sowohl zu Leib- und Bettwäsche wie auch zu Kitteln verarbeitet wurde, ging nun folgendermaßen vor sich: In die Holzbottiche oder Sandsteintröge füllte man zuerst eine Schicht Holzasche, darauf kam eine Lage Leinen, und so folgte Schicht auf Schicht. Das Ganze wurde dann mit Wasser übergossen und blieb so etwa zehn Tage stehen. Nach dieser Zeitspanne holte man das Leinen aus den Gefäßen heraus, lud es auf Karren oder Tragbahnen, und ab ging der Transport zu den öffentlichen Wasserstellen des Dorfes, wo oft Hochbetrieb herrschte, und der eine warten mußte, bis der andere fertig war.

Das Leinen wurde zuerst in dem einen Trog ausgespült und mit einem Bleuel — hiezu lande „Bleyel“ genannt — auf einem flachen Stein, der zwischen den beiden Trögen lag, ausgeschlagen und von allen Seiten bearbeitet. Der Bleuel, dieser

hölzerne Schlegel zum Schlagen nasser Gewebe, war aus hartem Holz gefertigt und glatt gehobelt, damit die Wäsche bei der Behandlung nicht beschädigt werden konnte. Er war etwa 30 bis 40 cm lang und hatte einen festen Griff. So wanderte das Leinen unzählige Male von dem Stein in den Trog, wurde ausgebleult und umgefaltet, bis die austretende Brühe so einigermaßen sauber war. Dann wurde das Gewebe noch in dem zweiten Trog ausgespült. Es war eine sehr mühevollen Arbeit, und dies bei eiskaltem Wasser.

Von den Trögen brachte man das Leinen auf die Bleiche, am besten entlang eines Baches, wo es auf dem Rasen ausgebreitet wurde. An einem langen festen Stab war eine Bleichschüssel (Bleichschüssel) befestigt. Diese Bleichschüssel diente dazu, das Leinen mehrmals am Tage mit frischem Wasser zu besprühen. Durch dieses Verfahren wurden das Leinen und alle Wäsche luftig. Nach ein paar Tagen hob man das Leinen auf und brachte es wieder zu den Wassertrögen oder an einen Bach, wo es abermals ausgespült und gebleult wurde. Alsdann warf man das Gewebe zum Abtropfen über einen Baumstamm, welcher sich hinter den Wassertrögen befand. Die Arbeit war schwer, und viele Frauen waren oft gemeinsam tätig.

Wenn alle Teile gut abgetropft waren, brachte man die Wäsche nach Hause, wo sie zum Trocknen

über einen Gartenzaun aus Hecken aufgehängt wurde. Größere Stücke wurden auf dem Rasen getrocknet und mußten mehrmals gewendet werden. Wäschedrähte kannte man damals noch nicht in unseren Dörfern.

3. Der „Aschenpiddeler“

Hier in Bracht war ein Mann, der die Holzasche zum Reinigen des Leinens von Haus zu Haus aufkaufen ging. Man nannte ihn den „Aschenpiddeler“. Dieser bezahlte die gute Holzasche in klingender Münze. An allen Feuerstellen wurde die Holzasche von jeder Familie sorgfältig aufgehoben; viele arme Familien besaßen ja kaum Wäsche. Und so verwahrten sie die Asche für den „Aschenpiddeler“, welcher diese sorgfältig prüfte. Er wägte die Asche ab, zerbröckelte sie zwischen seinen Fingern, um sie auf Echtheit, Farbe und Qualität zu untersuchen. Dies tat der Mann sehr genau.

Als er einmal früh in ein Haus kam und die Kinderschar allein antraf, fragte er die Kleinen: „Kennercher, wu os ihr Mamm dann?“ (Kinderchen, wo ist denn eure Mutter?) Die Kinder gaben zur Antwort: „Sie os Erd sieche fir on't Äsche.“ (Sie ist Erde suchen, um sie der Asche beizumischen.) Also hatte man doch eine Möglichkeit gefunden, sogar den „Aschenpiddeler“ übers Ohr zu hauen.

Oben auf dem Thömmmerberg hatte sein Häuschen gestanden, wie wir von unseren Vorfahren hörten. Im Ackerboden lagen dort immer so viele Steine, welche die Handarbeit auf dem Felde noch mühsamer machten. Jeder drückte sich daher, um nicht auf der Stelle zu arbeiten, wo das Haus des „Aschenpiddeler“ gestanden hatte. Beim Auflesen der Kartoffeln und beim Pflanzen der Runkelrüben gab es hier noch mehr zerschundene Finger. Und dann rief bestimmt noch jemand zum Spott: „Kennercher, wu os ihr Mamm? — Sie os Erd sieche fir on't Äsche.“

Früher müssen unsere Vorfahren auch wenig Wäsche gehabt haben; denn bei älteren Leuten hört man heute noch den Ausruf, wenn sie etwas spät zu einem Fest oder zu einer Hochzeit eingeladen werden: „Ach, es ist aber reichlich spät! Bekomme ich mein Hemd noch gewaschen und trocken?“

Liebe Mitglieder,

unsere Zeitschrift erhält jedes Mitglied kostenlos. Um Mitglied zu sein, ist es aber auch Voraussetzung, daß man den Mitgliedsbeitrag entrichtet hat.

Leider gibt es noch immer eine Menge, die dieser Verpflichtung noch nicht nachgekommen sind. Um den Mitgliedsbeitrag durch die Post einzuziehen zu lassen, erhöht sich der Betrag um 50,-BF Portokosten. Dies wollen wir Ihnen nun doch ersparen.

Zahlen Sie bitte umgehend den Mitgliedsbeitrag von 200,-BF für das Jahr 1981 auf unser Postscheckkonto Nr. 000-0181793-15. Sie ersparen sich die hohen Unkosten, und vor allen Dingen unser Rechnungsführer, Herr Rousseau, wird sich freuen, von dieser unliebsamen Arbeit verschont zu bleiben.

*Mit freundlichen Grüßen,
Kurt Fagnoul
(Vorsitzender)*